

GÜNTER ROPOHL

### VERBLENDUNGEN DER ÖKONOMIK<sup>1</sup>

Günter Ropohl, Dr.-Ing. habil., Professor i.R., 1981 bis 2004 Professur für Allgemeine Technologie am Institut für Polytechnik/Arbeitslehre der Johann Wolfgang Goethe-Universität in Frankfurt am Main. Geboren 1939, Promotion 1970, Habilitation 1978, Professor für Philosophie und Soziologie der Technik 1979–1981 und Leiter des Studium Generale an der Universität Karlsruhe 1979–1987. Gastprofessuren: Dubrovnik (Kroatien) 1983–1991, Rochester Institute of Technology, Rochester NY (USA) 1988; Universität Stuttgart 1998.

Neuere Veröffentlichungen: Besorgnisgesellschaft – Hintergründe der Tabakbekämpfung (2014); Das Wesen der Wirtschaft – und das Unwesen der Ökonomen (2015), s. dazu auch die Besprechung in der Rubrik „Bücher und Schriften“ des vorliegenden Heftes, S. 83–84.

Außerdem zahlreiche Artikel in Zeitschriften und Sammelbänden.

Muss die Ökonomik ihre Forschung und Lehre pluralistisch anlegen und sollen dafür institutionelle Regelungen vorgegeben werden? Darüber wurde in *Forschung & Lehre*, der Zeitschrift des Deutschen Hochschulverbandes, unlängst diskutiert.<sup>2</sup> Minderheiten unter den Lehrenden und den Lernenden beklagen zunehmend, dass in der Ökonomik eine Hauptströmung durch ihr Übergewicht in den Fakultäten und Gutachterkreisen die Fachentwicklung einseitig in ihrem Sinne bestimmt und somit tatsächlich als herrschende Lehre auftritt, die abweichenden Auffassungen kaum noch eine Chance für Publikationen und Forschungsprojekte lässt. Vertreter der herrschenden Lehre werden in dieser Diskussion als „Orthodoxe“, wörtlich also als „Rechtgläubige“ bezeichnet, denen die „Heterodoxen“, die „Andersgläubigen“ gegenüberstehen. Den Streit der Lehrmeinungen und Schulen hat es in den Wissenschaften natürlich immer gegeben, doch meist wurde er intern ausgetragen und gewann nur selten fachexterne Aufmerksamkeit. Das ist der orthodoxen Ökonomik nun in beträchtlichem Maße widerfahren. Deren Verblendungen, die ich im Folgenden darstellen werde, sind inzwischen in einer Vielzahl von wirtschaftskritischen Schriften besprochen worden<sup>3</sup> und erfahren hier nicht viel mehr als

<sup>1</sup> Dieser Text ist eine überarbeitete und erweiterte Fassung des 12. Kapitels aus meinem Buch *Das Wesen der Wirtschaft – und das Unwesen der Ökonomen* (2015).

<sup>2</sup> A. HEISE (Pro) u. R. BACHMANN (Contra): Brauchen wir einen Pluralismus-Kodex? (2016).

<sup>3</sup> Vgl. zahlreiche Belege in meinem erwähnten Buch.

eine pointierte Zusammenfassung. Vorsorglich will ich aber gleich hier betonen, dass der Ausdruck „Ökonomik“ eine Vielzahl verschiedener Wirtschaftswissenschaften – von der Betriebswirtschaftslehre bis zur Finanzwissenschaft – abdeckt. Die Kritik betrifft nicht alle Teildisziplinen in gleicher Weise, und überall gibt es ja auch die Heterodoxen, die das alles schon gesagt haben. Doch es bleibt die Hauptströmung, die nicht nur die Disziplin, sondern auch den Wirtschaftsjournalismus und die Wirtschaftspolitik weithin bestimmt. Da ist eine erneute Kritik der Verblendungen durchaus angebracht.

Immerhin bedeutet Wirtschaft, der Gegenstand der Ökonomik, die Menge aller Handlungen und Einrichtungen, in denen Güter, Dienstleistungen, Rechte und Zahlungsmittel getauscht oder zur Tauschvorbereitung geschaffen und angesammelt werden. So haben alle Menschen in der einen oder anderen Weise Anteil an der Wirtschaft. Die Menschen müssen fremdbestimmte Arbeit leisten, um das Geld für ihre Lebensführung zu verdienen. Dieses mühsam verdiente Geld geben sie für fremdbestimmte Produkte aus, die nicht immer ihre wirklichen Bedürfnisse erfüllen. Das ist die Realität der Wirtschaft, hin und wieder abgemildert durch ausnahmsweise günstige Arbeits- und Lebensbedingungen, im Kern aber das allgemeine Schicksal der Menschen in der Arbeits- und Konsumgesellschaft.

Doch die Ökonomik befasst sich damit kaum, ganz zu schweigen von der Philosophie, die sich weithin in die Pflege ihrer eigenen Tradition eingesponnen hat und darüber die Praxis der materiellen Kultur (Arbeit, Technik und Wirtschaft) aus den Augen verloren hat. Würden diese Wissenschaften realistisch und kritisch denken, müssten sie die Probleme aufgreifen, denen die Wirtschaftsbürger tagaus tagein und allüberall in ihrer Lebenspraxis ausgesetzt sind. Man braucht ja nicht gleich das Wunschbild von paradiesischer Glückseligkeit an die Wand zu malen. Aber man könnte in nüchterner Bestandsaufnahme analysieren, was die Menschen heute belastet, und darüber nachdenken, wie solche Misshelligkeiten abgemildert werden könnten.

Zwar ist in der Begegnung von Philosophie und Ökonomik die Wirtschaftsethik entstanden, aber die meisten Ökonomen finden das überflüssig und die meisten Philosophen verkennen die Wirklichkeit der Wirtschaft dermaßen, dass sie dem abschätzigen Urteil der Ökonomen ungewollt Recht geben.<sup>4</sup> Eine realistische Wirtschaftsethik hätte von einem angemessenen Verständnis der ökonomischen Theorie und der wirtschaftlichen Praxis auszugehen. Doch in

<sup>4</sup> Zu den Schwierigkeiten der Ethik in Wirtschaft und Technik vgl. mein Buch *Ethik und Technikbewertung* (1996).

der ökonomischen Theorie herrschen, wie gesagt, problematische Grundannahmen vor, die nicht selten einer Verblendung gleichkommen.<sup>5</sup> Noch einmal muss ich betonen, dass ich dabei die Mehrheitsmeinungen der Ökonomik und des ökonomischen Feuilletons im Auge habe. Natürlich werden mir die Kundigen zu jedem Thema immer den einen oder anderen Autor entgegenhalten können, der alles ganz anders sieht. Doch solche Außenseiter spielen in der allgemeinen Diskussion, wie gesagt, keine besondere Rolle. Sie werden von den Universitäten häufig ferngehalten und haben darum kaum Gelegenheit, ihre kritische Sicht der Dinge auch den Lernenden zu vermitteln.

Die vorherrschenden Verblendungen will ich nun durchgehen. Letztlich rühren sie alle aus dem falschen Ehrgeiz der Ökonomik, eine „exakte“ Wissenschaft nach dem Vorbild der klassischen Physik sein zu wollen.<sup>6</sup> Insbesondere sind dies folgende Fragwürdigkeiten:

- das verzerrte Menschenbild vom „Homo oeconomicus“;
- das abstrahierende Denken in vereinfachenden Modellen;
- die Reduktion von Qualitäten auf quantitative Geldwerte;
- die Vernachlässigung von Arbeit und Technik;
- die Vorstellung vom unbegrenzten Wachstum;
- die Fokussierung auf Produktion und Kapitalverwertung;
- die Gleichsetzung der Wirtschaft mit dem Leben und die Ökonomisierung der Gesellschaft.

### **Homo oeconomicus**

Den meisten ökonomischen Überlegungen liegt ein fiktives Menschenbild zugrunde, das mit den wirklich lebenden Menschen nur wenig gemein hat. Diese Vorstellung nimmt an, die Menschen ließen sich unentwegt vom „ökonomischen Prinzip“ leiten, dem sogenannten „Rationalprinzip“.<sup>7</sup> Es unterstellt, dass die Menschen an nichts anderes denken, als fortgesetzt den größtmöglichen Nutzen mit geringstmöglichem Aufwand zu gewinnen. Sie kennen, so die formale Konstruktion, alle Möglichkeiten, die ihnen zur Verfügung stehen, bewerten diese Möglichkeiten im Hinblick auf ihre Wichtigkeit und bringen sie in eine sogenannte Präferenzordnung, in der die Rangfolge der Bedürfnis-

<sup>5</sup> So auch der Buchtitel von B. SENF: Die blinden Flecken der Ökonomie (2008).

<sup>6</sup> Dazu denkgeschichtlich sehr fundiert und subtil K.-H. BRODBECK: Die fragwürdigen Grundlagen der Ökonomie (2013) – eine höchst bemerkenswerte Philosophie der Wirtschaftswissenschaften.

<sup>7</sup> Zu einigen weiteren Schwierigkeiten dieses Prinzips vgl. das 3. Kapitel meines Buches.

se mit ihrem erwarteten Nutzen exakt bestimmt ist. Diese Präferenzordnung soll dann die Leitlinie sein für die als rational geltenden Entscheidungen.

Diese Theorie, wenn sie denn formal widerspruchsfrei anzuwenden wäre, enthält also keine Vorentscheidungen über den Inhalt der Präferenzen. Auch das Wohl der Mitmenschen könnte grundsätzlich einen hohen Rang in einer individuellen Präferenzordnung einnehmen, sagen Ökonomen, die sich gegen den Vorwurf wehren, das Konzept des Homo oeconomicus würde den wirtschaftlichen Egoismus der Menschen zum Programm erheben. Würde man den Nutzen allgemein als „Lebensqualität“ oder „Glück“ verstehen, könnte man dieser Vorstellung vielleicht etwas abgewinnen. Denn natürlich gibt es kaum einen Menschen, der nicht ein gutes und glückliches Leben erstrebenswert fände, doch wie das genau aussehen soll, darüber gehen die Ansichten doch sehr auseinander. Da gibt es sogar Individuen, die das größte Glück darin sehen, einen besonders hohen Aufwand zu bewältigen; anders wäre die Freude an sportlicher Anstrengung und Leistung kaum begreiflich.<sup>8</sup>

In der Anwendung der Theorie jedoch werden Nutzen und Aufwand vorwiegend in Geldwerten ausgedrückt. Dann aber erscheint der Homo oeconomicus tatsächlich als eigensüchtiger Sparfuchs, dessen ganzes Trachten danach geht, seinen persönlichen Wohlstand zu vermehren.<sup>9</sup> Ein sehr einseitiges theoretisches Konstrukt wandelt sich unter der Hand zu einer quasi-anthropologischen Wesensbestimmung des Menschen, die nicht selten normative Nebentöne mit sich führt. Die wirtschaftliche „Rationalität“ wird zur verbindlichen Richtschnur allen menschlichen Verhaltens erhoben, wobei metaökonomische Wertorientierungen des gesellschaftlichen Zusammenlebens völlig ausgeblendet werden. Es ist dies – ich wiederhole meinen Vorbehalt – eine weitverbreitete Lehre der Ökonomik, gegen die selbstverständlich auch einzelne Ökonomen begründete Einwände vorgebracht haben. Doch da gilt, wie so oft, dass die Ausnahmen die Regel bestätigen. Wie jeder kritische Blick auf geläufige Verhaltensformen in der gegenwärtigen Wirtschaftsgesellschaft zeigt, hat die Idee, vor allem den ökonomischen Nutzen zu maximieren, längst von einer Vielzahl unersättlicher Zeitgenossen Besitz ergriffen.

<sup>8</sup> Dazu H. LENK: *Eigenleistung* (1983).

<sup>9</sup> Kritisch dazu z.B. B. SIEBENHÜNER: *Homo sustinens als Menschenbild für eine nachhaltige Ökonomie*, <http://www.sowi-online.de/node/1313>; ferner N. ROST: *Der Homo Oeconomicus* (2008), [www.sozialoekonomie-online.de](http://www.sozialoekonomie-online.de) [Abrufe September 2015].

### Modellakrobatik

Das Konzept des Homo oeconomicus will nicht die ganze Wirklichkeit beschreiben, sagen die Reflektierteren unter den Ökonomen, sondern es ist lediglich ein abstraktes Denkmodell, mit dem man theoretische Annahmen ordnen kann. Ein Modell bildet zwar die Wirklichkeit ab, doch es verkürzt sie auch, indem es nur wenige Merkmale hervorhebt, und es wird von gewissen Menschen zu einer bestimmten Zeit für besondere Zwecke geschaffen.<sup>10</sup> In dieser Form wäre gegen das Modelldenken wenig einzuwenden, wenn sich die Modellbildner über die Einschränkungen im Klaren wären, die mit dem hier umschriebenen Modellbegriff notwendigerweise verbunden sind. Doch in der Ökonomik findet man das selten.

Man müsste die Auswahl der hervorgehobenen Merkmale rechtfertigen und man müsste die Zeitgebundenheit und Zweckhaftigkeit der Modellverwendung bedenken. Vor allem aber dürfte man das stets vereinfachende Modell keinesfalls mit der grundsätzlich viel komplexeren Wirklichkeit gleichsetzen. Das wäre der idealistische Fehler, den schon der griechische Philosoph PLATON gemacht hat, der in den Ideen die eigentliche Wirklichkeit sehen wollte. Zu Recht bezeichnet darum HANS ALBERT diesen Modellmissbrauch als „Modellplatonismus“.<sup>11</sup> So erfasst das Modell des Homo oeconomicus zwar bestimmte Züge menschlichen Handelns, die man durchaus theoretisch untersuchen kann, aber man darf nicht so tun, als könnte man mit diesem Modell die ganze Wirklichkeit der menschlichen Lebensweisen hinreichend beschreiben.

Ein derart verkürzender Modellmissbrauch beherrscht jedoch weite Teile der Ökonomik. Da gibt es das Lehrbuch-Modell der Güter- und Geldströme, die angeblich völlig äquivalent sind, und das, jedenfalls in der geläufigen Fassung, sowohl die wirtschaftlichen Interventionen des Staates vernachlässigt als auch besonders die Eigenbewegungen des Geldes in den Finanzmärkten. Ferner sind Wachstumsmodelle formuliert worden, mit denen man die Entwicklung des Sozialprodukts erklären will. Bei diesen Modellierungsversuchen ist man auf den „technischen Fortschritt“ gestoßen, weil die zunächst angenommenen Wirkfaktoren nicht alles erklären konnten. Aber auch der „technische Fortschritt“ tritt lediglich als Modellgröße auf und wird in keiner Weise qualitativ differenziert. Ferner operiert man mit gewissen Gleichgewichtsmodellen, in denen man zu unterstellen versucht, dass sich im Haus-

<sup>10</sup> Grundlegend H. STACHOWIAK: Allgemeine Modelltheorie (1973); vgl. a. G. ROPOHL: Allgemeine Systemtheorie (2012).

<sup>11</sup> ALBERT, H.: Marktsoziologie und Entscheidungslogik (1967).

halt die „rationalen“ Güterpräferenzen mit dem Einkommen die Waage halten oder dass auf einem idealen Markt die Konsumnachfrage und das Produktangebot übereinstimmen.

Das Marktmodell soll ausdrücklich nur unter idealen Bedingungen gelten, wird tatsächlich aber von vielen Ökonomen und Wirtschaftspolitikern als Beschreibung der wirtschaftlichen Realität umgedeutet. Wie sonst wären all die Lobpreisungen des „freien Marktes“ zu verstehen, die mit keinem Wort die offenkundigen Fehlentwicklungen eines anarchisch unregulierten Marktes erwähnen? Gewiss ist die Marktwirtschaft, um ein Winston Churchill zugeschriebenes Wort zu variieren, unter allen schlechten Wirtschaftsordnungen die beste Variante. Aber das bedeutet doch keineswegs, klar erkennbare Mängel zu ignorieren, indem man so tut, als laufe das wirkliche Wirtschaftsgeschehen genauso ab, wie man es im idealisierten Modell glaubt kalkulieren zu können.

Modelle stellen die Ökonomen in mathematischen Formeln und Diagrammen dar, mit denen sie wissenschaftliche Exaktheit suggerieren. Sie unterstellen, wirtschaftliche Zusammenhänge könne man mit der gleichen Exaktheit formulieren wie das Ohm'sche Gesetz der Elektrizitätstheorie. Schon in den Naturwissenschaften sind solche Gesetze gedankliche Abstraktionen, die von „störenden“ Randbedingungen absehen. So ist im Beispiel der elektrische Widerstand eben nicht nur, wie es die einfache Formel besagt, von Spannung und Stromstärke bestimmt, sondern auch von der Umgebungstemperatur, und beim Wechselstrom ergeben sich weitere Komplikationen durch Induktivitäten und Kapazitäten. Also gilt das Ohm'sche Gesetz nur dann, wenn alle übrigen Bedingungen gleich bleiben.

„Ceteris paribus“ sagt der lateinisch Gebildete dafür, und diese Wendung ist in der Ökonomik regelrecht zu einer Zauberformel geworden. In den ökonomischen Modellen erfasst man meist nur zwei Variablen, wenn es hoch kommt, eine Handvoll, doch bei mehr als zwei Variablen lassen sich die mathematischen Ansätze kaum noch geschlossen berechnen. Also beschränkt man sich auf das, was rechnerisch noch zu handhaben ist, unter der Bedingung, dass alles Übrige gleich bleibt. Man erfreut sich an eleganten Formalismen und sieht geflissentlich darüber hinweg, dass jenes Übrige in Wirklichkeit natürlich überhaupt nicht gleich bleibt. Dadurch verringert sich der Erklärungs- und Vorhersagewert ökonomischer Modelle beträchtlich. Wenn sie die Erfahrungswirklichkeit nicht richtig beschreiben, kann man sich immer damit herausreden, das Modell sei wohl exakt, aber die Randbedingungen hätten sich wohl leider geändert. Das Einzige, was man aus diesen Fiktionen

lernen kann, ist die Erkenntnis, wie es wohl aussähe, wenn wir in einer idealen Modellwelt leben würden und nicht in der wirklichen Welt.

Das gilt natürlich auch für die „Patentrezepte“ in der ökonomischen Politikberatung, die aus einseitigen Modellen abgeleitet werden. Trotzdem maßen sich Ökonomen an, ihre eigenen Teilansichten zu verbindlichen Richtlinien für die Politik zu erklären. Ich verweise auf die Auseinandersetzung zwischen „Nachfragetheorie“ (JOHN MAYNARD KEYNES) und „Angebotstheorie“ (MILTON FRIEDMAN). Doch beide Konzepte absolutieren eine bestimmte Sichtweise zur allgemeingültigen Wahrheit, die tatsächlich jeweils nur „ceteris paribus“ gilt. In Wirklichkeit aber ändern sich die übrigen Bedingungen meist auch derart, dass der unterstellte Modellzusammenhang höchst fragwürdig wird.

### **Magie der Geldwerte**

Mathematische Modelle will die Ökonomik mit Zahlenwerten berechenbar machen. Darin liegt eine weitere Einschränkung des Modelldenkens, dass solche Zahlen fast immer in Geldeinheiten ausgedrückt werden. Das Geld ist einmal als Mittel dazu erfunden worden, um Tauschwerte vergleichbar zu machen, doch inzwischen ist es zur eigenständigen Realität geworden, in der es keine Qualitäten mehr gibt, sondern nur noch Geldbeträge. Alles, was nicht mit Geld quantifiziert werden kann, entgeht dem Gesichtskreis der Ökonomen. Der Gebrauchswert der Güter, der sie für die Menschen überhaupt erst erstrebenswert macht, kann in den Kategorien der Ökonomik überhaupt nicht ausgedrückt werden. Auch die sogenannte Grenznutzenlehre hilft nämlich nicht wirklich weiter, weil der Begriff des Nutzens nur über eine formale „Präferenzordnung“ definiert wird.

Darum werden die Güter meist durch Geldwerte repräsentiert. Menschliche Arbeit hat in dieser Perspektive nur dann einen Wert, wenn dafür Geld bezahlt wird. Für Arbeit, die unentgeltlich ausgeübt wird, interessiert sich die Ökonomik nicht. So ignoriert sie die gesamte „Wertschöpfung“ der privaten Hausarbeit, weil dafür kein Geld bezahlt wird und darum kein ökonomischer Wert zu messen ist. Dasselbe gilt für ehrenamtliche Tätigkeiten, die für den Ökonomen auch belanglos sind. Die unbezahlten Tätigkeiten machen jedoch mehr als die Hälfte der menschlichen Arbeit aus. Auch Güter der Natur haben an sich keinen Wert, soweit man sie kostenlos nutzen kann. Erst wenn man Geld aufwenden muss, um sie zu gewinnen oder im Rahmen des Umweltschutzes wiederherzustellen, werden sie für die Ökonomik zu einem wertvollen Gut.

Schließlich beruht auch die ganze Wachstumsidee auf monetären Betrachtungen. Die Wirtschaft wächst in dieser Perspektive nur dann, wenn das Sozialprodukt steigt, und das Sozialprodukt wird ausschließlich in förmlich erfassbaren Geldwerten gemessen. Ein Wachstum in Bildung und Kultur ist darum für die Ökonomik unvorstellbar, solange dafür keine zusätzlichen Geldzahlungen zu ermitteln sind. Beispielsweise ist dem Augenschein nach die Zahl der Kunstschaffenden in den letzten Jahrzehnten beträchtlich gestiegen. Doch solch „brotlose“ Kunst, ganz gleich wie man zu ihren Produkten steht, bringt den Künstlern meist wenig ein. Da sie darum nur wenig zum Sozialprodukt beitragen, wird dieses kulturelle Wachstum natürlich von den Ökonomen nicht bemerkt. Trotzdem bedeutet es für die Kunstproduzenten und die kunstverständigen Konsumenten eine deutliche Bereicherung ihrer Lebensqualität. Zum völligen Wirklichkeitsverlust degeneriert die monetaristische Verblendung bei den Finanztheoretikern der Banken- und Investorenwelt, die offenbar nie davon gehört haben, dass Geld eigentlich reale Sachwerte repräsentieren sollte. Da erhält das Geld einen selbständigen Eigenwert, der um seiner selbst willen zu vermehren ist. Leider ist das allerdings kein folgenloses Sandkastenspiel, denn wenn der Finanzkalkül nicht aufgeht, zieht ein Zusammenbruch schließlich auch die Sachgüterwirtschaft und Millionen argloser Menschen in Mitleidenschaft. So ist das Geld von der Ökonomik zu einer unsichtbaren Macht erhoben worden, die sozusagen hinter dem Rücken der Individuen einen fast unumschränkten Einfluss in Gesellschaft und Politik gewonnen hat.

### **Blind für Arbeit und Technik**

Wer nur in monetären Quantitäten denken kann, vermag menschliche Lebensäußerungen, die sich vor allem durch ihre besondere Qualität auszeichnen, natürlich kaum zu begreifen. Tatsächlich bildet die Arbeit den Ursprung der materiellen Kultur; daraus leitet sich zunächst die Technik und dann erst die Wirtschaft ab; prinzipiell ist die Wirtschaft lediglich das Derivat von Arbeit und Technik. Die Arbeit aber ist in der Ökonomik auf einen geldwerten Produktionsfaktor reduziert worden, der glaubt, auf menschliche Freude und Last keinerlei Rücksicht nehmen zu brauchen. Arbeit gilt dann nur noch als käufliche Ware, die man je nach Produktionslage gegen Lohnzahlung erwerben oder zwecks Einsparung auch wieder abstoßen kann. Tatsächlich aber sind es menschliche Persönlichkeiten, die mit ihren Arbeitsfähigkeiten ihr ganzes Lebensschicksal verbinden und dann erfahren müssen, wie dieses Schicksal zum Spielball ökonomischer Rechenhaftigkeit wird.



Auch die Technik kommt in ökonomischen Theorien kaum vor, und wenn doch, dann in der Regel bloß in Form von Geldwerten, weil die Ökonomen die substanzielle Qualität technischer Mittel und Produkte nicht erfassen können. Tatsächlich aber sind es die ungleich verteilten technischen Fähigkeiten gewesen, die wesentlich zur Arbeitsteilung und zur Entwicklung des Warenaustausches beigetragen haben. In der Industriellen Revolution hat dann vor allem die Technisierung der kapitalistischen Produktionsweise beträchtlichen Aufschwung gegeben. Denn das wachsende Produktionskapital bestand und besteht vor allem aus technischen Produktionsmitteln. Inzwischen sind auch die technischen Konsumgüter zu einem entscheidenden Wirtschaftsfaktor geworden. Technische und wirtschaftliche Entwicklung sind wechselseitig aufeinander angewiesen. Da mutet es seltsam an, wenn die Ökonomik in ihrer Fixierung auf die Geldbewegungen der technisch-materiellen Basis des Wirtschaftens so wenig Beachtung schenkt.

### **Vorrang der Produktion**

Eigentlich sollte, das hat schon ADAM SMITH gesagt, alle Produktion nur den Interessen der Verbraucher dienen, doch offenkundig produzieren die Unternehmen vor allem im Interesse der Kapitalvermehrung. Nicht selten hat man den Eindruck, dass die Verbraucherinteressen hinter die Kapitalinteressen zurückzutreten hätten. Unausdrücklich bestätigt die Ökonomik dieses Bild, wenn sie in ihren Theorien das Schwergewicht auf die Produktions- und die Finanzsphäre legt, auch dann, wenn es dem Namen nach um gesamtgesellschaftliche Phänomene wie Markt oder Wachstum geht. Die Verbraucher mit ihren privaten Haushalten erscheinen da meist nur als Marionetten im kapitalistischen Puppenspiel, die sich mit ihren Präferenzordnungen in eine Produktionsfunktion, in eine Gleichgewichtsdoktrin oder in ein Wachstumsmodell theoriekonform einfügen lassen.

Was dagegen im wirtschaftlichen Verhalten der Haushalte, immerhin der überwältigenden Majorität der Wirtschaftssubjekte, tatsächlich vor sich geht, scheint der Mehrheit der Ökonomen kaum einer Beachtung wert. Wie dort die wirtschaftlichen und die nicht-wirtschaftlichen Teile der Lebensgestaltung miteinander in Beziehung stehen, in welchem Maß das von den Ökonomen so stark betonte Erwerbsprinzip in den privaten Entscheidungen tatsächlich mitspielt und inwieweit die Menschen in der persönlichen Sphäre ihren „Nutzen“ ganz unökonomisch in anderen Dimensionen ihrer Existenz sehen, darum kümmert sich die Ökonomik lieber gar nicht erst. Die Ökonomik ist nicht

für die Menschen gemacht, sondern für erwerbsgeleitete und gewinnstrebige Wirtschaftsaktivisten.

### **Wachstumsfetischismus**

Die Ökonomik verkennt das Prinzip des Wahrens und ist geradezu besessen vom Prinzip des Mehrens. Dieses Prinzip aber beherrscht die Wachstumsidee, die längst zu einem Fetisch ausgeartet ist. Wachstum bedeutet zunächst, einfach und korrekt, die quantitative Zunahme einer kennzeichnenden Messgröße im Verlauf der Zeit. Dieses Konzept ist der Natur entlehnt worden.<sup>12</sup> Wachstum gilt, neben Stoffwechsel und Fortpflanzungsfähigkeit, als Grundmerkmal des Lebens. Organismen wachsen, indem sich die Zellen vermehren, aus denen sie bestehen, bis sie aus kleinsten Anfängen schließlich eine bestimmte Größe erreichen. Das aber ist die Grenze organischen Wachstums. „Die Bäume wachsen nicht in den Himmel“, weiß sogar das Sprichwort, und kein Lebewesen überschreitet eine typische Größe. Das gilt auch für Populationen, also die Gesamtzahl der Lebewesen einer bestimmten Art. Wenn sie sich übermäßig vermehren, erreichen sie ökologische Grenzen, sei es die kritische Verknappung der Nahrungsmittel oder die intolerable Verdichtung der Artgenossen je Flächeneinheit.<sup>13</sup> Natürliches Wachstum verläuft in Form einer „logistischen“ Kurve. Auf zögerlichen Beginn folgt eine Phase raschen Anstiegs, der freilich später abflacht, um sich schließlich einem unüberschreitbaren Höchstwert anzunähern. Mit einem Wort: Natürliches Wachstum hat eine endliche Grenze. Seit die Ökonomik die Idee des Wachstums auf die Wirtschaft übertragen hat, ist freilich von Grenzen kaum noch die Rede.<sup>14</sup> Als kennzeichnende Messgröße wird durchweg das Bruttoinlandsprodukt (BIP) gewählt. Das ist der Geldwert aller Waren und Dienstleistungen, die in einer Volkswirtschaft produziert werden. Als Wachstum ermittelt man den Mehrbetrag, der gegenüber dem Vorjahr erwirtschaftet wird, und berechnet ihn in Prozent der Vorjahresleistung. Diese Prozentsätze sind recht klein, aber ergeben doch absolute Beträge, die Jahr für Jahr größer werden, weil sie sich auf einen ständig steigenden Basiswert beziehen. Wirtschaftswachstum ist also ein exponentielles Wachstum, das in der Theorie keine Grenze kennt.

<sup>12</sup> Grundlegend N. C. KARAFYLLIS: Die Phänomenologie des Wachstums (2006).

<sup>13</sup> Ob und wann die menschliche Spezies an eine solche Grenze stößt, ist umstritten.

<sup>14</sup> Mit Ausnahme von D. MEADOWS u.a.: Die Grenzen des Wachstums (1972) und der sich daran anschließenden Diskussion.

Das Wirtschaftswachstum gilt als der Königsweg zum Wohlstand und ist darum zum Fetisch der Wirtschaftspolitik geworden. Wer freilich diese Strategie pauschal verfolgt, vernachlässigt kritische Einschränkungen, die reflektierten Ökonomen längst bekannt sind. Zunächst ist das Bruttoinlandsprodukt eine hochaggregierte monetäre Größe, die über die Qualität der damit bewerteten Waren und Dienstleistungen überhaupt nichts aussagt. Beispielsweise erhöht jeder Autounfall das Sozialprodukt, sofern aufgrund dessen Krankenhaus- und Werkstatteleistungen abzurechnen sind. Da das Bruttoinlandsprodukt allein aus Erträgen der formellen, in Geldeinheiten bewerteten Wirtschaftstätigkeit ermittelt wird, lässt sich darin die sog. Schattenwirtschaft ebenso wenig erfassen wie die Eigenarbeit der Menschen in Haushalt, Familie und Ehrenamt.

Auch leidet die amtliche Wirtschaftsstatistik unter der Magie der Zuwachsraten. Die Ökonomen operieren selten mit absoluten Zahlen und erliegen leicht den Täuschungen der Prozentrechnung. Steigt beispielsweise das Bruttoinlandsprodukt im Folgejahr absolut nur um denselben Betrag wie im Vorjahr, so ist dieser Zuwachs wegen der größeren Ausgangsbasis prozentual natürlich niedriger als im Vorjahr. Also beklagen die Ökonomen sogleich einen krisenhaften Rückgang des Wachstums, obwohl dieses in absoluten Zahlen gleich geblieben ist und nur als prozentuale Rechengröße das Vorjahresergebnis unterschreitet: Die Ökonomik untergräbt ihre Urteilsfähigkeit mit ihren eigenen formalistischen Rechenprozeduren! Ein sehr schwerwiegendes Beispiel für solche Fehlurteile ist die Behauptung, die Arbeitsproduktivität wäre in den letzten Jahrzehnten deutlich gesunken. Das gilt aber nur für die prozentualen Zuwachsraten. Für Deutschland konnte berechnet werden, dass zwischen 1950 und 2005 der absolute jährliche Zuwachs im Durchschnitt jährlich rund 0,20 Euro pro Arbeitsstunde (in Preisen von 1950) betragen hat. Statt der behaupteten „sinkenden“ Arbeitsproduktivität hat es in Wirklichkeit einen kontinuierlichen linearen Anstieg gegeben.<sup>15</sup>

Die Wachstumsidee unterstellt ein Menschenbild, das durch grenzenloses Habenwollen gekennzeichnet ist. Ein gelassen-genügsamer Mensch, der nicht fortgesetzt neue Bedürfnisse und Ansprüche verfolgen würde, scheint den Ökonomen unvorstellbar. Im Finanzgeschäft der Zinsen und Zinseszinsen ist das Gesetz des exponentiellen Wachstums, also der progressiv zunehmenden Steigerung, wesensmäßig angelegt. Schrankenloses Kapitalwachstum ist in diesem System, wenn es nicht von äußeren Einflüssen gestört wird, unumstößlich inbegriffen, doch über die möglicherweise destruktiven Langzeitfol-

<sup>15</sup> Vgl. mein Buch *Allgemeine Technologie* (©2009), S. 188ff.

gen macht sich die Ökonomik kaum Gedanken. Ebenso wenig scheint es sie zu irritieren, dass dieses fortgesetzte Kapitalwachstum damit einhergeht, dass sich die Wirtschaftssphäre mehr und mehr aufbläht.

„Wirtschaftswachstum“ lautet die kaum hinterfragte Devise, und dahinter steht vor allem die Vermehrung des Kapitals, die natürlich nicht möglich wäre, wenn nicht zugleich der Konsum kräftig gesteigert würde. Der Verwertungsdruck der Produzenten und die Neuerungssucht der Konsumenten haben zu einer unheiligen Allianz geführt, die als *konsumistischer Kapitalismus* das Wachstum fortgesetzt weiter antreibt. Doch dadurch gelangt der Verbrauch natürlicher Ressourcen an die Grenzen der irdischen Vorräte. In der Natur hat, ich muss es wiederholen, alles Wachstum seine organische Grenze, doch beim Naturverbrauch der Wirtschaft glauben die Ökonomen keine Schranken annehmen zu müssen.

### **Ökonomisierung des Lebens**

Die Scheuklappen, die sich die Ökonomik angelegt hat, hindern sie daran, die ganze Lebenswirklichkeit zu begreifen, doch sie erhebt, unterschwellig oder auch offen, den Anspruch, trotz ihrer begrenzten Perspektive alle menschlichen Angelegenheiten verstehen und regeln zu können. Bedauerlicherweise hat diese ökonomistische Fehlsichtigkeit schlechte Schule gemacht und ist in Lebensbereiche eingedrungen, denen sie überhaupt nicht angemessen ist.

Alle Güter werden zu Waren, die nur noch nach ihrem Marktwert beurteilt werden.<sup>16</sup> Aus traditionellen Gesellschaften, und im Privatleben teilweise noch heute, kennt man die Gepflogenheit der Gabe, wo der eine dem anderen einen Gegenstand übereignet, ganz ohne Erwartung einer Gegengabe, sondern allein als Ausdruck der eigenen Freigebigkeit und der Wertschätzung des anderen. Die Gabe ist also, auch wenn ihr manchmal eine Gegengabe folgt, kein wirtschaftlicher Tauschakt, sondern ein Symbol sozialer Verbundenheit. Inzwischen neigen dagegen viele Menschen dazu, eine Gabe, z.B. das Gastgeschenk bei einem Besuch, nur noch in ihrem Warencharakter einzuschätzen: „Was hat der Geber dafür bezahlt? Wozu kann ich die Gabe gebrauchen? Oder wie werde ich das Zeug leicht wieder los?“ Was als bedeutungsvolle soziale Geste gemeint war, wird in der Manier des Warenkalküls bewertet.

<sup>16</sup> Diese Kommerzialisierung bzw. „Kommodifizierung“ kritisiert besonders K. POLANYI: *The Great Transformation* (1944), dt. Frankfurt/M. <sup>3</sup>1995, bes. Kap. 6.

Die ökonomische Theorie von Angebot und Nachfrage wird in Bereiche übertragen, wo sie überhaupt nicht hingehört. Ein Angebot, so das Denkmuster, ist nur dann etwas wert, wenn es genügend Nachfrager findet. An den Universitäten beispielsweise hat diese Logik dazu geführt, Bildungsangebote, für die sich nur wenige Studierende interessieren – besonders die sogenannten „kleinen Fächer“ – kurzerhand aufzulösen, weil die geringe Nachfrage doch offenkundig zeige, wie wenig der betreffende Studiengang wert sei.<sup>17</sup> Die ökonomistisch befangenen Wissenschaftspolitiker haben überhaupt nicht begriffen, dass in Forschung und Lehre das Angebot neuer Ideen den Bedarfsvorstellungen der studierenden „Kunden“ – auch so ein Ausdruck, der für Universitäten völlig unpassend ist – zeitlich oft weit vorausläuft. Wissenschaft ist dazu da, das zuvor Unbekannte zu ergründen, und was gerade erst erkannt worden ist, kann natürlich noch gar nicht im Nachfragehorizont von Studienanfängern auftauchen.

Zu den ökonomistischen Verzerrungen gehört auch das Konzept des „Humankapitals“. Was mit erworbenen Fähigkeiten, Erfahrungen und Einsichten einen wesentlichen Teil der Persönlichkeit ausmacht, wird als „Humankapital“ zu einem Produktionsfaktor degradiert, den man möglichst preisgünstig erwerben und mit möglichst hohem Gewinn verwerten soll. Bildung entartet in dieser Vorstellung zum ökonomischen Versatzstück, das jeden Wert verliert, wenn es nicht verkäuflich ist. In der Wirklichkeit der Wirtschaft aber bleibt der Arbeitende lohnabhängig, auch wenn Ökonomen glauben, sie könnten ihn aufwerten, wenn sie ihn als Eigentümer von „Humankapital“ bezeichnen.<sup>18</sup>

Noch zahlreiche weitere Beispiele könnte ich dafür anführen, wie die Ökonomik dabei ist, ein regelrechtes Deutungsmonopol in den menschlichen Angelegenheiten zu errichten. Die Schablonen, mit denen sie unsere Lebenserfahrung verkürzt, haben, um das Mindeste zu sagen, große Ähnlichkeit mit dem Geist des Kapitalismus. Da kann natürlich ein Gedanke aufkommen, den ich schon mehrfach angedeutet hatte, die Mutmaßung nämlich, die Ökonomik

<sup>17</sup> Ich spreche da aus eigener Erfahrung, denn das Fach, für das ich ein halbes Leben lang gearbeitet habe, die Arbeitslehre als Integration technischer und wirtschaftlicher Bildung, hat an der Universität Frankfurt am Main genau das erlebt, kaum dass ich den Ruhestand erreicht hatte. Da keine 100 Studienanfänger pro Jahr gezählt worden waren, meinte man, diese geringe Nachfrage rechtfertige das Bildungsangebot nicht mehr. Nicht die Qualität des Angebots, das, wie ich hier zeige, nach wie vor äußerst dringlich wäre, sondern allein die Quantität der Nachfrage ist zum entscheidenden Kriterium der Hochschulpolitik geworden. Vgl. a. CH. HUBIG: Kommerzialisierung von Forschung und Wissenschaft (2010).

<sup>18</sup> Vgl. die Diskussion, die aufkam, als ein sprachkritisches Gremium im Jahre 2004 den Ausdruck „Humankapital“ zum „Unwort des Jahres“ erklärt hatte; mehr dazu unter dem Stichwort „Humankapital“ in der deutschen Wikipedia [Abruf September 2015].

sei mehrheitlich eine ideologische Rechtfertigungslehre des Kapitals. Ob ihre Verblendungen tatsächlich interessengeleitet sind, ist schwerlich zu belegen, und mancher Ökonom würde diese Unterstellung entrüstet von sich weisen. Subjektiv mag der eine oder andere wohl recht haben, doch welche Ökonomen machen sich ernsthaft Gedanken darüber, welche Teile des Publikums ihnen besonders gern zustimmen? Wieso finden die Folgerungen aus ökonomischen Theorien allzu häufig den Beifall aus Unternehmerkreisen? Warum gibt es eine Ökonomik, der auch die Gewerkschaften etwas abgewinnen können, nur so selten? Da drängt sich allerdings der Verdacht auf, die Ökonomik betreibe ihre Wissenschaft im Interesse der Bessergestellten und vernachlässige den größeren Rest der Gesellschaft.

### **Opfer der Spezialisierung**

In den Verblendungen der Ökonomik offenbart sich eine Fehlsichtigkeit, die sie mit den meisten anderen spezialisierten Wissenschaftsfächern teilt. Man denke an die Medizin, die weithin die physiologischen Aspekte von Gesundheit und Krankheit gegenüber den psychologischen Aspekten verabsolutiert und psychosomatische Ansätze weithin ignoriert. Oder man denke an die Schulphilosophie, wenn sie sich auf die Verwaltung und Deutung ihres eigenen Erbes, der großen Denker und Werke, beschränkt und der materiellen Kultur der gesellschaftlichen Praxis kaum Beachtung schenkt.<sup>19</sup> So ist auch die Ökonomik ein Opfer ihrer Spezialisierung geworden.

Die Spezialisierung ist eine durchgängige Entwicklung in der neueren Wissenschaftsgeschichte und geht einher mit der fachlichen Arbeitsteilung bei der Herausbildung der Disziplinen. Doch jede trennende Arbeitsteilung bedarf einer verbindenden Arbeitsvereinigung, damit das beabsichtigte Arbeitsergebnis erfolgreich zustande kommt. So müssen auch die analytischen Disziplinen um synthetische Transdisziplinen ergänzt werden, die das disziplinär atomisierte Wissen zu neuen Gesamtbildern integrieren.<sup>20</sup> Solche Gesamtbilder brauchen die Menschen nicht nur für ein kognitives Sinnverständnis, sondern auch für eine pragmatische Orientierung zu angemessenem Handeln. Dafür aber sind die Bruchstücke aus abstrahierenden und damit notwendig partikulären Theorien keine besonders brauchbaren Ratgeber.

<sup>19</sup> Sehr kritisch hierzu der in Deutschland wenig bekannte amerikanische Philosoph WILL DURANT (der sich bezeichnenderweise ein Leben lang für soziale Gerechtigkeit engagiert hat): *The story of philosophy* (1926; 1933; 2005).

<sup>20</sup> Mehr dazu in Kap. 6 meines Buches *Allgemeine Systemtheorie* (2012).

Eine Transdisziplin hat viel mit einer wohlverstandenen Philosophie gemein, einer Philosophie, die nicht nur ihre eigene Geschichte kultiviert, sondern sich, dem Wort von IMMANUEL KANT folgend, als Philosophie „nach dem Weltbegriff“ versteht, „die das betrifft, was jedermann notwendig interessiert,<sup>21</sup> und das Ganze der menschlichen Lebenswirklichkeit in den Blick nimmt. Es ist kein Wunder, dass zwei herausragende Klassiker des ökonomischen Denkens, ADAM SMITH und KARL MARX, eben auch Philosophen in diesem Sinn gewesen sind und die Wirtschaft noch in Wechselwirkung mit der individuellen und gesellschaftlichen Lebenslage der Menschen gesehen haben. Würde sich die Ökonomik auf diese klassischen Wurzeln besinnen, könnte und sollte sie auch eine transdisziplinäre Lehre entwickeln, eine ganzheitliche Lehre von den wirtschaftenden Menschen in der Gesellschaft. Dazu müsste sie freilich eine grundlegende Revision ihrer Doktrinen auf sich nehmen und dabei die philosophische Reflexion der Wirtschaft einbeziehen.

Vielen wird diese Vision utopisch scheinen, doch könnte man sie mit ERNST BLOCH eine „konkrete Utopie“ nennen,<sup>22</sup> weil sich in der Wirklichkeit schon manche latenten Veränderungstendenzen andeuten.<sup>23</sup> Auch bin ich in meinem Denken jung genug geblieben, um es mit der Devise der Pariser Studenten im 1968er Jahr zu halten: *Soyez réalistes, demandez l'impossible!*<sup>24</sup>

#### Zusammenfassung

ROPOHL, GÜNTER: **Verblendungen der Ökonomik**. ETHICA 25 (2017) 1, 49–65

In der Ökonomik ist eine herrschende Strömung lebendig, die nicht nur die Lehrangebote an den Hochschulen und das wissenschaftliche Gutachterwesen bestimmt, sondern auch die Wirtschaftspolitik und die öffentlichen Debatten. Dieser herrschenden Strömung werden schwerwiegende Einseitigkeiten vorgeworfen, die der sozioökonomischen Wirklichkeit nicht gerecht werden. Die Verkürzungen und Verzerrungen

#### Summary

ROPOHL, GÜNTER: **The blindness of economics**. ETHICA 25 (2017) 1, 49–65

There is a trend in economics that not only dominates the teaching at the universities and scientific expert analyses but also economic policy and public debates. This trend is judged as being highly unbalanced which has a detrimental effect on socioeconomic reality. The reductions and distortions are put down to a disciplinary narrowing that follows the ideal of a formalistic framework of theories. This is why scientific reflection should regain

<sup>21</sup> I. KANT: Kritik der reinen Vernunft, in: Werkausgabe, hg. v. W. Weischedel, Bd. III u. IV (1968), S. 701; vgl. auch das Programm der Synthetischen Philosophie in meinem Buch *Allgemeine Systemtheorie* (2012).

<sup>22</sup> E. BLOCH: *Das Prinzip Hoffnung* (51978), S. 727.

<sup>23</sup> Immerhin habe ich mich in diesem Buch auf etliche kritische Schriften berufen können, die möglicherweise Teil des Wandels sind.

<sup>24</sup> „Seid realistisch, verlangt das Unmögliche!“ Vgl. das Stichwort „Mai 68“ in der französischen Wikipedia [Abruf September 2015].

werden auf eine disziplinäre Verengung zurückgeführt, die dem Ideal eines formalistischen Theoriengebäudes folgt. Darum sollte wissenschaftliche Reflexion ein umfassendes Verständnis der Wirtschaft zurückgewinnen, das sie in ihrer Einbettung in die Lebenszusammenhänge von Arbeit, Technik und Gesellschaft begreift.

Homo oeconomicus  
Konflikte  
Magie der Geldwerte  
Modellakrobatik  
Ökonomisierung des Lebens  
Opfer der Spezialisierung  
Vernachlässigung von Arbeit und Technik  
Vorrang der Produktion  
Wachstumsfetischismus

a comprehensive understanding of economy which is embedded in the life contexts of work, technology and society.

Conflicts  
economization of life  
growth fetishism  
homo oeconomicus  
magic of monetary values  
model acrobatics  
neglect of work and technology  
priority of production  
victims of specialization

### L i t e r a t u r

- ALBERT, HANS: Marktsoziologie und Entscheidungslogik. Ökonomische Probleme in soziologischer Perspektive. Neuwied/Berlin: Luchterhand, 1967.
- BLOCH, ERNST: Das Prinzip Hoffnung. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1978.
- BRODBECK, KARL-HEINZ.: Die fragwürdigen Grundlagen der Ökonomie: eine philosophische Kritik der modernen Wirtschaftswissenschaften. Darmstadt: Wiss. Buchges., 2013.
- DURANT, WILL: The story of philosophy. New York 1926, 2. Aufl. mit neuem Vorwort 1933, 2005.
- HEISE, A./BACHMANN, R.: Brauchen wir einen Pluralismus-Kodex? *Forschung & Lehre* (2016) 7, 596–598.
- HUBIG, CHRISTOPH: Kommerzialisierung von Forschung und Wissenschaft, in: Christian Adam u.a. (Hg.): Die bedingte Universität. Stuttgart: Schmetterling-Verl., 2010, S. 43–62.
- KANT, IMMANUEL: Kritik der reinen Vernunft, in: W. Weischedel (Hg.): Werkausgabe, Bd. III u. IV. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1968.
- KARAFYLLIS, NICOLE C.: Die Phänomenologie des Wachstums, Habilitationsschrift, Stuttgart 2006.
- LENK, HANS: Eigenleistung: Plädoyer für eine positive Leistungskultur. Zürich: Edition Interfrom, 1983.
- MEADOWS, DENNIS L. u.a.: Die Grenzen des Wachstums. Stuttgart: Dt. Verlags-Anstalt, 1972.
- POLANYI, KARL: The Great Transformation. New York/Toronto: Farrar & Rinehart, 1944 (dt. Frankfurt/M. 31995).
- ROPOHL, GÜNTER: Allgemeine Technologie: eine Systemtheorie der Technik. Karlsruhe: Univ.-Verl. Karlsruhe, 32009.
- Allgemeine Systemtheorie: Einführung in transdisziplinäres Denken. Berlin: Ed. Sigma, 2012.



- Ethik und Technikbewertung. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1996.
- Das Wesen der Wirtschaft – und das Unwesen der Ökonomen. Baden-Baden: Ed. Sigma bei Nomos, 2015.
- ROST, NORBERT: Der Homo Oeconomicus – Eine Fiktion der Standardökonomie. *Zeitschr. f. Sozialökonomie* 45 (2008), 158–159, 50–58; [www.sozialoekonomie-online.de](http://www.sozialoekonomie-online.de) [Abruf Sept. 2015].
- SENF, BERND: Die blinden Flecken der Ökonomie. Kiel: Verlag f. Sozialökonomie, 2008.
- Siebenhüner, Bernd: Homo sustinens als Menschenbild für eine nachhaltige Ökonomie, <http://www.sowi-online.de/node/1313> [Abruf Sept. 2015].
- STACHOWIAK, H.: Allgemeine Modelltheorie. Wien/New York: Springer, 1973.

Prof. Dr.-Ing. Günter Ropohl, Kelterstr. 34, D-76227 Karlsruhe  
[ropohl@t-online.de](mailto:ropohl@t-online.de)